

! Gabriel-Grüner-Stipendium



Wenn die Thunfischfänger ihr Netz eingeholt haben, verlaufen Ozeanblau und Blutrot ineinander wie auf einem Ölgemälde



Die Seeräuber

Autor und Fotograf: Marius Münstermann

Europas Fangflotte plündert die Gewässer vor der Küste Westafrikas. Doch das kleine Gabun hat die radikalen Meeresschützer von Sea Shepherd ins Boot geholt. Ihre Patrouillen liefern seltene Einblicke in eine Milliardenindustrie. Aber stoppen sie tatsächlich die Überfischung?



Die Thunfischfänger im Blick: Kapitän Peter Hammarstedt und Ange Marie Ngobou vom Fischereiministerium (Bildmitte) vor Gabun

Durch das Fernglas beobachtet Kapitän Peter Hammarstedt, wie die Fischer im Morgengrauen ihr Netz auswerfen. Die ganze Nacht ist Hammarstedt ihrem Schiff in einem Abstand gefolgt. Geduldig ist er die Brücke auf- und abgescritten, in der Hand eine Tasse voll Kaffee, so schwarz wie die wolkenverhangene Nacht über dem Atlantik. Die Fischer, die Kapitän Hammarstedt verfolgt, agieren am liebsten ohne lästige Beobachter, weit draußen auf dem offenen Meer. Doch Hammarstedt will ihre Machenschaften aufdecken. Er ist einem Milliardengeschäft auf der Spur. In den Hoheitsgewässern Gabuns, einem der wichtigsten Fischgründe der Weltmeere.

Im Golf von Guinea, der sich entlang der afrikanischen Atlantikküste von Liberia bis Gabun erstreckt, kapern Piraten Öltanker, Drogenkartelle schmuggeln Kokain aus Südamerika in Richtung Europa. Auch der Fischreichtum lockt Kriminelle an. Zwischen 15 und 40 Prozent des Fischfangs im Golf von Guinea gelten als illegal. Weltweit soll jeder fünfte Fisch illegal gefangen worden sein – knapp 50 Tonnen jede Minute.

Entlang Gabuns 885 Kilometer langer Küste, die etwa mittig vom Äquator geschnitten wird, tummelt sich jeden Sommer ein Fünftel der atlantischen Thunfischvorkommen. Deshalb ist Europas Fangflotte vor Ort. Die Europäische Union hat mit den afrikanischen Atlantikanrainern Fischereiabkommen abgeschlossen. Der Deal: Europa

zahlt Geld, Afrikas Regierungen geben ihre Gewässer frei für Europas Fischer. Kritiker sprechen von einem Ausverkauf. Die Kosten für den günstigen Fisch in Europas Supermärkten zahlten Afrikas Fischer und letztlich das Ökosystem Ozean, das systematisch überfischt werde.

Doch in Gabun regt sich Widerstand gegen die Plünderung des Meeres, die Regierung will die natürlichen Ressourcen nicht länger unkontrolliert an internationale Konzerne verscherbeln. Die Gewässer vor der Küste sind Heimat für Buckelwale und 20 weitere Wal- und Delfinarten. Gabun wirbt für sich als „Afrikas Eden“. Ein Fünftel der Landesfläche hat die Regierung unter Schutz gestellt, seltene Waldelefanten und einige der letzten Gorillas finden hier Zuflucht. Auf der Ozeankonferenz der Vereinten Nationen verkündete Gabun 2017, ebenfalls ein Viertel seiner Gewässer unter Schutz zu stellen. Auf dem Papier ist es das größte Meeresschutzgebiet Afrikas. Doch wer kann schon kontrollieren, was die Fischer auf dem offenen Meer treiben? Weder Gabuns Marine noch das Fischereiministerium verfügen über ein hochseetaugliches Schiff, das die ausschließliche Wirtschaftszone – das allein von Gabuns Regierung für wirtschaftliche Aktivitäten beanspruchte Gebiet bis zu 200 Seemeilen vor der Küste – abdecken könnte.

Deshalb ist Kapitän Peter Hammarstedt hier. Für eine einzigartige Patrouille. Auf Einladung von Gabuns Regierung, was für sich genommen schon außergewöhnlich ist.



Die Kontrolleure des gabunischen Fischereiministeriums haben eine Stichprobe angeordnet. Die Fischer müssen die gerade gefangenen Thunfische nach Gewicht und Größe sortieren

Denn die meisten Regierungen sind nicht besonders gut zu sprechen auf Hammarstedt und seine Organisation, deren Schiffe schwarze Totenkopf-Flaggen gehisst haben, darauf statt zweier gekreuzter Knochen ein Dreizack und ein Hirtenstab. Peter Hammarstedt ist Einsatzleiter von Sea Shepherd, den selbsternannten Hirten der See. Andere, wie Japans Regierung, sehen in Hammarstedt und seinen Mitstreitern stattdessen „Öko-Terroristen“. Die Meeresschützer rammen Walfangschiffe, bewerfen Fischkutter mit Stinkbomben und zerschneiden Netze. Radikaler Umweltaktivismus. Hammarstedt mag das Wort radikal nicht. Er sagt: „Wir intervenieren. Wir greifen dort ein, wo Regierungen versagen, wo Staaten nicht willens oder nicht in der Lage sind, die bestehenden Gesetze umzusetzen.“ Und wo Tiere sterben, geht für Sea Shepherd Moral vor Recht. Wenn auf den Färöer-Inseln Treibjagd auf Grindwale gemacht wird oder in Kanada Sattelrobben geschlachtet werden, ist Sea Shepherd vor Ort, um das Töten zu stoppen – selbst, wenn es gesetzlich erlaubt ist. Deshalb stehen Aktivisten von Sea Shepherd immer wieder vor Gericht.

Gabun hingegen hat Sea Shepherd eingeladen, in seinen Gewässern zu patrouillieren. Seit 2016 sitzen Nichtregierungsorganisation und Regierung im selben Boot. Sea Shepherd stellt ein Schiff samt Crew. Gabuns Regierung schickt ein Team aus Marinesoldaten, Mitarbeitern des Fischerei-

ministeriums und der Nationalparkbehörde an Bord. Die Regierung hegt einen schwerwiegenden Verdacht: Europas Fangflotte soll mehr Fisch aus Gabuns Gewässern gezogen haben, als vertraglich vereinbart war. Gabun könnten Einnahmen in Milliardenhöhe entgangen sein.

Hammarstedt kreuzt die Gewässer Gabuns mit der Bob Barker, benannt, wie es Brauch ist in der Seefahrt, nach ihrem Stifter, dem Moderator der US-Kultsendung „Der Preis ist heiß“: 52 Meter grauer Stahl, am Bug gefletschte Reißzähne aufgepinselt, wie das Maul eines Hais. Die Ironie der Geschichte will es, dass die Bob Barker in ihrem ersten Leben ein norwegisches Walfängerschiff war. Bevor Sea Shepherd das Schiff kaufte, verkehrte es zuletzt als Öltanker vor der Küste Ghanas.

Wie feuerspeiende Kathedralen aus Stahl ragen die Silhouetten der Ölbohrplattformen am Horizont aus dem Dunst. Dank reicher Ölvorkommen vor der Küste gehört Gabun zu den wohlhabenderen Staaten Afrikas. Zwischen den Bohrseln kreuzt Europas Fangflotte: sieben Thunfischfänger aus Spanien sind es in dieser Saison. Ihre Schlachtschiffe tragen klangvolle Namen: Galerna, Guria, Egalabur, Pont Sant Louis, Cape Coral oder Montefrisa Nueve. Auch die Pacific Star, mit 107 Metern Länge das größte Thunfischschiff der Weltmeere, ist vor Gabun auf der Jagd. Die Ausbeutung von Erdöl und Thunfisch verwandelt das Meer in einen Offshore-Industriepark.

Die Thunfischjäger fischen mit Ringwadennetzen: Orten die Fischer einen Thunfischschwarm, lassen sie ein kleines Boot zu Wasser. Das Beiboot zieht das Netz kreisförmig um die Fische, mit einem Umfang von bis zu zwei Kilometern. Auf diese Weise können die Fischer riesige Schwärme umzingeln und mit einem einzigen Netz bis zu 150 Tonnen Thunfisch aus dem Meer ziehen. Sind alle Fische eingekreist, wird das Netz an der Unterseite zusammengeschnürt. Dann holen die Fischer das Netz ein, wobei sie es steuerbordseits allmählich immer enger an ihr Schiff heranziehen.

Das Einsatzziel für diesen Tag ist die „Galerna“, deren Fischer Kapitän Hammarstedt beim Auswerfen ihres Netzes beobachtet hat. Nach dem Frühstück trifft sich Hammarstedt zur Einsatzbesprechung auf der Brücke mit Ange Marie Ngobou, dem Teamleiter der Gabunesen. Dem langjährigen Mitarbeiter des Fischereiministeriums steht bei jedem bevorstehenden Einsatz die pure Vorfreude ins Gesicht geschrieben. „Bislang saßen wir bloß im Büro und mussten uns darauf verlassen, dass die Fischer uns die korrekten Fangmengen melden“, sagt Ngobou. „Zum ersten Mal können wir raus aufs Meer fahren und die Schiffe mit unseren eigenen Augen kontrollieren.“

Auf der „Galerna“ herrscht Hektik. Der Kapitän und ein weiterer Spanier – genannt: der Fischmanager, auf seinem linken Unterarm ein Thunfisch-Tattoo – bedienen auf dem Oberdeck ein Dutzend Hebel. Sie steuern Kräne, mit deren Hilfe sie das Netz einholen. Die beiden Männer rauchen Kette und brüllen Befehle. Auf dem Unterdeck schufteten die Hilfsarbeiter aus westafrikanischen Ländern. Senegal, Ghana, Kongo. Junge, sehnige Männer in zerschlagenen Fußballtrikots europäischer Spitzenclubs. Die Fischer klettern auf einem meterhohen Haufen aus Netz und Bojen

Früher einmal war die „Bob Barker“ von Sea Shepherd ein norwegisches Walfangschiff



umher, zerran an dem Netz, kontrollieren, dass es sich nicht verheddert, klinken Haken in Ösen von schweren Eisenketten, mit denen Kapitän und Fischmanager am Netz herumfuhrwerken. Aus dem Schornstein bläst schwarzer Dieselruß über das Deck – Eine Szene wie in einer Fabrik.

Der Kapitän hievt die eingekesselten Fische mit einem kleineren Netz wie mit einer Kelle an Bord. Jede dieser Kellen fasst fünf bis sieben Tonnen Fisch. Doch nicht nur Thunfische sind der „Galerna“ ins Netz gegangen. Rochen, Schildkröten, Wale und vor allem Haie enden als Beifang in den Netzen der Thunfischfänger. Auf der „Galerna“ zählen die Inspektoren allein bei diesem einen Fang 116 Blau-, Seiden- und Hammerhaie. Der Kapitän lässt das kellenartige Netz mit einem Ruck auf den Planken aufstoßen, sodass es nicht mehr prall gefüllt durchhängt, sondern sein Inhalt wie in einem geweiteten Geldbeutel besser einsehbar ist. Entdeckt der Kapitän vom Oberdeck aus Haie im Netz, ruft er die Hilfsarbeiter. Sie klettern in das Netz und zerran die Haie aufs Deck. Die Fischer haben Angst vor den Haien. Sie greifen ihnen grob von hinten in die Kiemen, eine schmerzhaft und oft tödliche Tortur für die sensiblen Tiere.

Viele der Haie liegen bis zu zwanzig Minuten an Deck. Doch noch immer zucken sie heftig, als die Fischer zupacken. Die kleineren Haie tragen die Fischer zu zweit oder dritt, werfen sie über die Reling oder schmeißen sie auf die Planken, um sie mit ihren Gummistiefeln durch die Schlitzze unter der Reling zu treten, durch die normalerweise das Spritzwasser vom Deck abläuft.

Den größeren Haien knoten die Fischer Tauen an die Schwanzflossen. Haie leben in der Waagerechten, sie schweben elegant im Wasser. Ihre Körper sind nicht dafür gebaut, kopfüber über Deck gezerrt zu werden. Vielen quillen die Schwimmblase und andere Organe aus dem Maul. Die meisten Haie, die der „Galerna“ ins Netz gegangen sind, sinken regungslos zu Grund, nachdem die Fischer sie über Bord geworfen haben. Andere treiben orientierungslos umher, stoßen wieder und wieder mit dem Kopf gegen die Bordwand des Schiffes.

Hinweise auf der Dose sollen den Verbrauchern versichern, dass für ihren Thunfisch keine Delfine sterben mussten. Dass den Fischern überhaupt so viele Delfine ins Netz gingen, hat einen einfachen Grund: Delfine fressen gern Thunfisch. Deshalb warfen die Thunfischfänger ihre Netze oft gezielt auf eine Schule von Delfinen aus, in der Hoffnung, darunter schwimmende Thunfische mitzufangen. Häufig schwimmen auch Walhaie oder Wale zusammen mit Thunfischschwärmen – für Fischer ein willkommenes Anzeichen für einen aussichtsreichen Fang. Gabun ist das erste Land, das ein entsprechendes Verbot erließ: Seit verganginem Jahr dürfen die Thunfischfänger ihre Netze nicht mehr gezielt auf Wale und Walhaie auswerfen. Geht ihnen doch eines der Tiere ins Netz, müssen die Fischer es zuerst befreien – selbst, wenn ihnen dabei der gesamte Thunfischfang entwischt. Die spanischen Verbände der



Den Beifang fassen die Thunfischfänger grob an. Kaum einer der sensiblen Haie überlebt die Tortur an Bord

Thunfischindustrie, OPAGAC und ANABAC, haben sich freiwillig ähnliche Standards auferlegt, auch ihre Fischer wollen auf das Auswerfen von Netzen auf Wale oder Walhaie verzichten. Doch in der Realität auf dem Meer beobachten unabhängige Stellen die verbotene Praxis vor Gabun immer wieder. Allein im Jahr 2017 wurden zehn Wale in den Netzen spanischer Thunfischjäger gesichtet – und das sind nur die dokumentierten Fälle.

Hammarstedt macht für den massenhaften Beifang vor allem die sogenannten FAD (Fish Aggregating Devices) verantwortlich – das sind auf der Wasseroberfläche schwimmende Plattformen, an denen alte Taue und Plastikfetzen hängen. In der reizarmen Weite der Ozeane werden Fische von den umhertreibenden Objekten magisch angezogen. Seit Jahrhunderten machen sich Fischer dieses Wissen zunutze, indem sie Bambusflöße ins Wasser werfen oder in der Nähe umhertreibender Baumstämme fischen. In Zeiten der industriellen Fischerei treiben inzwischen Hunderttausende FAD in den Weltmeeren. Spaniens Thunfischfangflotte wird von einem Schiff eskortiert, von dem aus jeden Tag neue FAD zu Wasser gelassen werden, Müllinseln, versehen mit moderner Technik. Solarbetriebene Sonargeräte übermitteln per Satellit, wenn sich ein Thunfischschwarm um ein FAD versammelt hat. Die Fischer müssen nur noch ihr Netz auswerfen. Hammarstedt nennt die Geräte „Fischmagneten“. Denn FAD ziehen nicht nur

Thunfische an. Zuerst setzen sich Algen und Muscheln fest. Mit der Zeit bilden sich kleine Ökosysteme, in denen sich bald auch Haie und andere Fischarten tummeln – insbesondere auch kleine, noch nicht geschlechtsreife Thunfische. Denn während sich die größeren Exemplare vor ihrer langen Reise durch den Atlantik ausreichende Fettreserven anfrassen, werden kleinere Thunfische vom Nahrungsangebot in der Nähe der FAD abgelenkt. Unabhängige Fischereibeobachter haben bei ihren Kontrollen im Golf von Guinea errechnet, dass die gefährdeten Gelbflossenthunfische, die mithilfe von FAD gefangen wurden, zu 83,5 Prozent noch nicht geschlechtsreif waren. Dieser massive Fang von Jungtieren erschwert es den Beständen zusätzlich, sich zu erholen. Mit Nachhaltigkeit, der sich die EU in ihren sogenannten „Nachhaltige Fischerei-Partnerabkommen“ verpflichtet, ist das kaum zu vereinbaren.

Für den Pazifik verhängten einige Staaten im vergangenen Jahr erstmals ein dreimonatiges Verbot für den Thunfischfang mithilfe von FAD. Gabun hat den Einsatz von FAD bereits auf hundert Stück pro Schiff beschränkt. Weitreichendere Gesetze könnten folgen. Gabun wäre das weltweit erste Land, das den Einsatz von FAD in seinen Hoheitsgewässern komplett verbieten würde. Doch die spanischen Fischer umgehen die Beschränkungen schon jetzt. Massenhaft lassen sie FAD vor der Küste Angolas zu Wasser – der Benguelastrom treibt die Geräte früher



Durch eine Luke im Deck wird der Thunfisch aus dem Netz in den Bauch des Schiffs verladen



Marine-Soldaten begleiten die Kontrolleure. Manche illegalen Fischer wehren sich mit Fäusten und Messern gegen ihre Festnahme

oder später in die Gewässer Gabuns. Auch bei den FAD unterlaufen die spanischen Fischer die freiwilligen Auflagen ihrer Verbände. Eigentlich gebieten diese, nur noch FAD aus biologisch abbaubaren Materialien zu verwenden. Vor Gabun aber kommen weiterhin bloß FAD aus Plastik zum Einsatz.

Zuletzt betreten die Inspektoren die Brücke der „Galerna“. Jetzt werden die Dokumente kontrolliert. Die Besatzung wirkt genervt. Die Kontrolle kostet Zeit, die sie zum Fischen verlieren. Eine hitzige Diskussion bricht aus, Wortketzen auf Spanisch, Französisch, Englisch. Die Kontrolleure lassen sich die Logbücher der Fischer ausdrucken. In ihren Fangberichten müssen die Fischer alles dokumentieren, Datum und Uhrzeit jedes Fangs, Fangmenge, Menge des Beifangs. Peter Hammarstedt blättert durch die Logbucheinträge des Vortags. Zu ihrem letzten Fang am Abend haben die Fischer Folgendes notiert: Fang: 97 Tonnen Thunfisch. Beifang: 2 Haie, beide lebend zurück ins Meer geworfen. „Nur zwei Haie?“, fragt Hammarstedt den Kapitän der „Galerna“. Der nickt bloß. Hammarstedt lacht. Er ist überzeugt, dass die Fischer ihre wahren Fangmengen großzügig unterschlagen. Er hat deshalb starke Zweifel an den Fangberichten, die Europas Thunfischjäger an Gabuns Fischereiministerium übersenden. Im Durchschnitt gaben die Fischer in den vergangenen Jahren an, dass ihnen zwischen drei und vier Prozent ungewünschte Arten als Beifang ins Netz gegangen seien. Die tatsächliche Beifangquote der europäischen Schiffe liege vermutlich eher bei rund zwölf Prozent, schätzt Hammarstedt. Es bleibt jedoch bei einem Verdacht. Hammarstedt kann den Fischern keine Verstöße nachweisen. Zu stichprobenartig sind die Kontrollen. Ein Vorschlag für mehr Transparenz wäre, das Einholen des Fangs verbindlich auf Video festzuhalten. So ließen sich die Fang- und Beifangmengen zumindest grob überprüfen und Verstöße im Nachgang ahnden. Doch die Fischereiindustrie wehrt sich bislang erfolgreich gegen derartige Kontrollmechanismen.

Die Kontrolleure wollen wissen, wann und vor allem wo der Fisch eingelagert wurde. Vor der Küste Gabuns oder in den Hoheitsgewässern eines anderen Landes? Die Fischer zucken mit den Schultern, in den Kühlbecken vermischt sich der Fang mehrerer Wochen. Der Kapitän der „Galerna“ beteuert jedoch, dass sein Schiff bereits zur Hälfte mit Thunfisch aus den Fanggründen vor der Küste des Nachbarlandes Äquatorialguinea gefüllt gewesen sei, bevor die Fischer nach Gabun kamen. So steht es in seinem Logbuch. Doch auch diese Angaben lassen sich nicht überprüfen.

Einige der Thunfischfänger bleiben über ein Jahr ohne Landgang auf See. Teils verladen sie ihren Fang auf dem offenen Meer auf Transportschiffe. Ein Großteil des Thunfischs aus dem Golf von Guinea wird im Hafen von Abidjan, Elfenbeinküste, angelandet. Von dort gelangt er nach Europa, wo er in Konservendosen und Sushi-Röllchen endet. Besonders große und entsprechend wertvolle Thunfische werden inzwischen von manchen Schiffen per Helikopter abgeholt und vom nächsten Flughafen aus tiefgefroren so



Ein Marine-Soldat kontrolliert die Pässe der indonesischen Hilfsarbeiter auf einem Trawler, der unter chinesischer Flagge fährt

schnell wie möglich zu den Spitzenrestaurants der Welt geliefert. Hammarstedt sagt: „Das Verladen auf dem Meer bietet Gelegenheit zum Fälschen von Dokumenten“. Der Trick ist wiederum simpel: Die Fischer melden den Fischereibehörden weniger, als sie eigentlich gefangen haben.

Gabun behauptet, das Unterschlagen der wahren Fangmengen habe System. Die EU-Flotte habe in den vergangenen Jahren deutlich mehr Fisch vor Gabun gefischt, als vertraglich vereinbart sei. Beweisen lässt sich das nicht. Die Regierung stützt sich auf folgende Beobachtung: In den Jahren, bevor Gabuns Behörden und Sea Shepherd auf Patrouille gingen, hat die EU-Flotte etwa doppelt so lange gebraucht, um die vertraglich vereinbarte Fangquote zu fischen. Jetzt fischen sie in der Hälfte der Zeit angeblich genau so viel wie damals. Gabuns Regierung schlussfolgert daraus, dass früher einfach solange wie möglich vor Gabun gefischt worden sei und einfach nur so viel Fang aufgeschrieben wurde, wie vertraglich vereinbart war. Der Rest, also der mutmaßlich unrechtmäßig gefangene Fisch, sei schlicht nie dokumentiert worden. Umgekehrt zieht Sea Shepherd die Schlussfolgerung, dass ihre Kontrollen Wirkung zeigen. Die Europäer hielten sich seitdem offenbar an die Vereinbarungen. Sie blieben deshalb kürzer in Gabuns Gewässern, eben bloß solange, wie sie brauchen, um die Fangquoten auszuschöpfen.

Mehr als Stichproben müssen die Fischer nicht fürchten. „Ich fahre seit zwanzig Jahren zur See“, sagt der Kapitän der „Galerna“. „Das ist die erste Kontrolle.“ Auf einigen Schiffen reisen zwar Beobachter mit, entsandt von ICCAT (International Commission for the Conservation of Atlantic Tuna), der Internationalen Kommission zum Erhalt des atlantischen Thunfischs. Doch wegen ihrer Nähe zur Fischindustrie genießt ICCAT einen zweifelhaften Ruf. Die



In Port-Gentil, der wichtigsten Hafenstadt Gabuns, verrosteten Schiffe, deren Crews wegen illegaler Fischerei festgesetzt wurden. Im Hintergrund ragt eine Ölbohrinsel in den Himmel





Kapitän Peter Hammarstedt heuerte an seinem 18. Geburtstag bei Sea Shepherd an. Seither hat der 33-Jährige mehr Zeit auf See verbracht als an Land

Beobachter werden letztlich von der Industrie bezahlt. Im Golf von Guinea machten unabhängige Fischereibeobachter eine seltsame Entdeckung: Eine Spanierin, die im Auftrag von ICCAT an Bord eines Thunfischfängers war, half der Crew beim Verladen des Fangs – statt den Vorgang zu dokumentieren. Und dann ist da noch die Frage, wie nachhaltig die Fangquoten sind, die ICCAT jedes Jahr festlegt. Immer wieder hat ICCAT in der Vergangenheit die Empfehlungen von Meeresbiologen ignoriert, die niedrigere Fangquoten forderten, um die Thunfischbestände zu schützen. Kritiker wie Hammarstedt witzeln, die Abkürzung ICCAT stehe in Wahrheit für „International Conspiracy to Catch All Tuna“: eine „Internationale Verschwörung zum Fang aller Thunfische.“ Hammarstedt sagt aber auch: „Die ICCAT-Beobachter, die oft monatelang an Bord der Thunfischfänger mitreisen, sind nicht um ihren Job zu beneiden. Die Fischer hassen sie.“ In den vergangenen acht Jahren sind sieben Fischereibeobachter auf den Weltmeeren verschwunden. Ein besonders pikanter Fall: 2015 wurden vor der Küste Papua-Neuguineas die Überreste eines Beobachters gefunden, der Jahre zuvor im Pazifik von einem Thunfischfängerschiff verschwand. Beine und Arme des Toten waren mit Ketten gefesselt.

Erst allmählich rückt die Fischmafia in den Fokus der Ermittlungsbehörden. Die Vereinten Nationen bezeichnen illegale Fischerei inzwischen als eine Form von „transnational organisierter Kriminalität“. Interpol hat seit 2013 eine Einheit von Sonderermittlern auf die kriminellen Fischer angesetzt, Projektname: „Schuppe“. Das Credo der Ermittler lautet: Nur mit internationaler Zusammenarbeit lassen sich die kriminellen Fischer stoppen. Gabuns gemeinsame Mission mit Sea Shepherd hat Vorbildcharakter für andere Länder. Inzwischen patrouilliert Sea Shepherd auch vor der

Küste von Liberia, am westlichen Ende des Golfs von Guinea, und vor Tansania, im Indischen Ozean.

Das Fischereiabkommen zwischen der EU und Gabun lief 2016 aus. Seitdem weigert sich Gabuns Regierung, den Vertrag zu verlängern. Vordergründig fordert Gabun mehr Geld für seinen Fisch. Im neuen Abkommen, das die EU Gabun vorlegte, versteckt sich zwischen den Zeilen jedoch noch mehr Grund für Skepsis. Im bisherigen Vertrag waren mögliche Kontrollen nicht genauer geregelt. Im neuen Vertragstext forderten die Europäer plötzlich, dass Gabuns Behörden ihre Kontrollen künftig nur mit regierungseigenen Schiffen durchführen dürfen. Ein impliziter Angriff auf Gabuns Kooperation mit Sea Shepherd – weitere Kontrollen wären mit dem neuen Abkommen unmöglich, solange Gabuns Behörden nicht selbst über ein geeignetes Schiff verfügen. Offenbar ist es der EU ein Dorn im Auge, dass Sea Shepherd und Gabuns Behörden die europäischen Schiffe kontrollieren. Europas Fischereiindustrie jedenfalls drängt die EU-Kommission, gegen Sea Shepherd vorzugehen. Da ist zum Beispiel die Lobby-Arbeit des Long Distance Advisory Councils (LDAC), einem von der EU finanzierten Beirat, der die EU-Gremien in Fischereiangelegenheiten berät. Die Mehrheit der Mitglieder des LDAC (60 Prozent) sind Vertreter der europäischen Hochseefischereiindustrie. Bei einem Arbeitstreffen im Oktober 2017 beschwerten sich Vertreter zweier spanischer Thunfischverbände bei der EU-Kommission über die Präsenz von Sea Shepherd vor Gabun und deren Kontrollen. Die Antwort des Generaldirektors der Generaldirektion Maritime Angelegenheiten und Fischerei der EU an die Fischereiindustrie ist eindeutig: „Bitte seien Sie versichert, dass wir sehr besorgt sind über diese Vorfälle“, die EU werde mit den „Partnerländern“ wie Gabun „darauf hinarbeiten, diese Praktiken zu beenden.“

Doch Gabun geht weiter eigene Wege. Der Vertrag mit der EU liegt seit 2016 auf Eis. Damit die Fangflotte aus Spanien trotzdem in Gabuns Gewässern fischen darf, haben die Unternehmen private Abkommen mit der Regierung geschlossen. Wieviel die Fischer für jede Tonne Thunfisch an Gabun zahlen, ist unklar. Über die privaten Abkommen ist so gut wie nichts bekannt. Fischereiexperten wie die *Stiftung Oceana*, die sich für mehr Transparenz in der Fischereiindustrie einsetzt, haben viel an den bilateralen Abkommen zwischen der EU und Afrikas Regierungen auszusetzen. Die privaten Fischereiabkommen gelten als noch undurchsichtiger, nicht selten sei Korruption im Spiel. Ein besonders drastischer Fall flog 2012 in Liberia auf, in dessen Gewässern Sea Shepherd nun ebenfalls gemeinsam mit den Behörden Kontrollen durchführt: ein Regierungsvertreter hatte gefälschte Fanglizenzen im Wert von 50 000 bis 300 000 Dollar pro Schiff an die Thunfischfänger aus Spanien und Frankreich vergeben. Die spanische Regierung erließ daraufhin ein Gesetz, wonach private Fanglizenzen von Diplomaten überprüft und die Lizenzgebühren von den Unternehmen direkt auf Konten des jeweiligen Staats überwiesen werden müssen.

Wie handhabt Gabun die privaten Abkommen? Das Land wird seit einem halben Jahrhundert autokratisch von der Bongo-Dynastie regiert, der Staatsapparat gilt als korruptionszerfressen. Thronfolger Ali Bongo, der amtierende Präsident, lässt Proteste mit scharfer Munition niederschlagen. Das Regime bereichert sich am Verkauf natürlicher Ressourcen: Öl und Fisch aus dem Meer, dazu Tropenholz aus Gabuns Regenwäldern. Sollte da nicht genug Geld für ein paar hochseetaugliche Schiffe im Budget vorhanden sein, mit denen das Fischereiministerium eigenständige Kontrollen durchführen könnte? Lässt sich Sea Shepherd von Gabuns korrupter Regierung vor den Karren spannen, von einem Regime, das letztlich bloß mehr Einnahmen aus dem Fischreichtum in die eigenen Taschen stopfen will? Kapitän Hammarstedt weicht der Frage aus. Seine diplomatische Antwort: „Wir kommen nicht mit erhobenem Zeigefinger. Anders als viele andere westliche NGOs, sind wir nicht hier, um die Regierung zu befehlen.“ Sicher ist: Es gibt nicht die eine Haltung innerhalb der Regierung. Das Fischereiministerium verfolgt letztlich wirtschaftliche Interessen, während die Nationalparkbehörde für Gabun als Naturschutzparadies wirbt.

Die Gretchenfrage müssen sich aber auch Sea Shepherd und Gabuns Fischereiministerium gefallen lassen: Stoppen ihre stichprobenartigen Kontrollen tatsächlich die systematische Überfischung? Und noch eine Frage stellt sich: Lassen

sich nachhaltiger Meeresschutz und industrielle Fischerei überhaupt vereinbaren? Auch auf mehrfache Nachfrage will sich Gabuns Fischereiministerium nicht zu den privaten Fischereiabkommen mit Spaniens Thunfischfängern äußern, dass die Regierung es mit den Angaben zum Thunfischfang nicht sonderlich genau nimmt. Auflagen der Thunfisch-Organisation ICCAT jedenfalls missachtet Gabun. ICCAT fordert von seinen Mitgliedern Daten zum Thunfischfang an. Für 2016 meldete Gabuns Fischereiministerium an ICCAT offiziell bloß ein spanisches Schiff in seinen Hoheitsgewässern – zusammen mit Sea Shepherd kontrollierten die Behörden damals aber 14 spanische Schiffe. Auch dazu will das Ministerium auf Anfrage keine Stellungnahme abgeben.

Verlierer bleibt der Thunfisch. Von reduzierten Fangmengen ist in Gabun jedenfalls keine Rede. Es geht ums Geld. Die privaten Fischereiabkommen scheinen finanziell vorteilhafter für Gabuns Regierung zu sein als der bisherige Vertrag mit der EU. Verfolgt Gabuns Regierung also letztlich ein weit weniger hehres Ziel als den verkündeten Meeresschutz: Rettet den Profit, statt rettet den Fisch?

Europas Fangflotte jedenfalls zieht auch in dieser Fangsaison unbehelligt weiter, dem Thunfisch hinterher auf seiner Wanderung durch den Atlantik. „Auf Wiedersehen“, sagt der Kapitän der „Galerna“ zum Abschied. „Wir kommen nächstes Jahr zurück nach Gabun. Jetzt fahren wir weiter. Nächstes Ziel: Angola.“

→ Marius Münstermann dachte, dass er nicht seekrank würde. „Jeder Mensch wird seekrank“, hörte er dann zur Begrüßung an Bord der „Bob Barker“, dem Schiff, mit dem er zwölf Tage über den offenen Atlantik fahren sollte. Gut also, dass der Fotograf Christian Werner, der leider kurz vor der Abreise erkrankte, zu Hause geblieben war. Auf einem rollenden Schiff, ohne Land in Sicht, will sich wirklich niemand auskurieren. Noch weniger an Bord der riesigen Thunfischfängerschiffe, auf denen der Reporter seine Fotos und Notizen in einer chaotischen Szenerie aus schwingenden Stahlketten, zappelnden Haien und gebrüllten Kommandos machte. Blutlachen schwappten über die Holzplanken, der Wind sprühte Salzwasser aus dem Netz über das Deck. Fische, die sich im Netz verheddert hatten, wurden hoch über den Köpfen der Besatzung in einer dicken Stahlwinde zerquetscht. Die zerfledderten Fische klatschten auf das Deck, wo die Fischer mit ihren Bauarbeiterhelmen Deckung suchten, um nicht von einem der teils hunderte Kilo schweren Fischleiber erschlagen zu werden. Nach jedem Besuch an Bord eines der Thunfischfänger sehnte sich der Reporter nach einer Dusche, um Schuppen und Fischgedärme loszuwerden.



Autor und Fotograf: Marius Münstermann arbeitet als freier Reporter in Deutschland schwerpunktmäßig zu Neonazi-Strukturen und rechter Gewalt. Weltweit beschäftigt er sich mit Rohstoffausbeutung und globalen Handelsketten, die oft mit Menschenrechtsverletzungen, Umweltzerstörung und sozialen Konflikten einhergehen.